



## Sechster Sonntag der Osterzeit, 22. Mai 2022

Greven St. Martinus, St. Josef, St. Franziskus

### Einführung

Und dann war es doch gelungen: Die lähmende Krise war überwunden. Als der Durchbruch gelang, befreiend war da die Erleichterung, und die Freude groß in der Frühen Kirche von Jerusalem, beim sogenannten Apostelkonzil. Davon erzählt heute die erste Lesung.

Judenchristen der jungen Gemeinde öffnen sich für Menschen, die ganz anders sind als sie selbst. Fremde sind das mit unbekannter Prägung, kulturell und

religiös. Ihnen fehlt, was für Menschen im Volk Israel vertraut ist, für sie an erster Stelle steht: Auf jüdische Weise zu leben, jüdisch zu essen, jüdisch zu denken, zu glauben und zu beten.

Trotzdem: Der Brückenschlag gelingt, und diese Konfliktlösung bleibt vorbildlich, ermutigend, ein Hoffnungszeichen – gerade auch für unsere Welt mit ihren vielfältigen Spannungen wegen all der Unterschiede und Gegensätze. Immer wieder werden die ja erbittert ausgefochten – oft genug und immer noch mit Waffengewalt.

### **Predigt** (Apostelgeschichte 15,1-2.22-29; Offenbarung 21,10-14.22-29; Johannes 14, 23-29)

Der christliche Glaube in seinen jungen Jahren – wie unbedeutend war er da! Beinahe nichts stellte er vor. Ums Überleben musste sie kämpfen – diese kleine Gruppe am Rande des großen römischen Reiches, bedroht nicht nur von außen. Auch abgrundtiefe Enttäuschungen in den eigenen Reihen, im eigenen Innern, stellte alles in Frage. Es gab viel Grund, sich ängstlich zu verstecken – vor Gott und aller Welt.

Aber dann öffnet er, Jesus, die geschlossenen Türen. Wer anders hätte es tun können! Eine Botschaft drängt sich der tief verunsicherten Gruppe auf, so unerhört, dass sie zuerst nicht versteht, nicht glauben kann. Aber nach manchem Sträuben muss, nein darf sie sich geschlagen geben. Fortan wird diese Einsicht zur Quelle ihrer Kraft: Jesus lebt, Gott hat ihn auferweckt. Der aus dem Weg Geräumte – er, sein Leben soll Gegenwart bleiben, bis zum Ende der Welt und darüber hinaus – Gegenwart nicht nur für die eigenen Vertrauten, nicht nur im eigenen Land, sondern auch für unzählig viele außerhalb der Grenzen Israels – eine große Schar, niemand kann sie zählen (Offb 7,9).

Darum öffnen sich die Anhängerinnen und Anhänger Jesu, ängstlich, verwundert, tastend. Darum macht Gottes Geist sie zugänglich für „die Schwestern und Brüder aus

dem Heidentum“ (Apg 15,23). Jetzt kann die Gemeinschaft um Jesus entdecken: Nicht nur unter uns Juden, auch hier, bei den Heiden, ruft Jesus Menschen in seine Nachfolge. Seine Liebe ist stark genug. Sie will und sie kann auch Nichtjuden in die geschwisterliche Verbundenheit einbeziehen, in der Gottes unermessliche Weite atmet. Den ersten Christen geht auch auf: Diese Öffnung ist nicht entstanden, weil wir uns das so ausgedacht haben. Nein, diese Wende ist das Werk von Gottes Geist. In seiner Kraft können wir über den eigenen Schatten springen. Mit unserm Gott überspringen wir Mauern (Ps 18,30).

Mit vielen in unserer Kirche spüren und wünschen auch wir hier in Greven: So etwas müsste auch heute geschehen, in unserer Zeit! Können wir uns denn nicht wie die Jerusalemer Urkirche in Bewegung setzen, um Anlauf zu nehmen – Anlauf zu der Zukunft, in der Gottes Geist auch unsere Kirche aufrichten und neu beleben will? Viele erwarten dabei, wie die Christen der ersten Zeit, Entscheidendes von einem Synodalen Prozess, einem Synodalen Weg. So hoffen sie der Offenheit näherzukommen, der Unermesslichkeit, die Jesus bei seinem Abschied vor Augen hatte, als er sagte: „Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium der ganzen Schöpfung!“ (Mk 16,15).

Die ganze Schöpfung. Dafür also ist Jesu als Gabe und gute Botschaft bestimmt, nicht nur für Juden und für alle anderen Menschen. Die ganze Schöpfung soll sie erreichen, sie aufleben lassen, verwandeln. Ein Evangelium, das der ganzen Schöpfung guttut – wie groß wäre die Chance, wenn wir Menschen jetzt dazu umkehrten! Die Vorboten des Klimawandels und anderer Bedrohungen bitten uns nicht nur darum. Sie beschwören uns geradezu, diese Umkehr nicht mehr aufzuschieben.

All das Gute, mit denen Gott uns in seiner Schöpfung überrascht und verwöhnt – wie reich könnten wir sein, wenn wir für all das empfänglich wären, ihm gerecht werden und es miteinander teilen könnten. Einstweilen geht es aber noch so zu in unserer Welt: 30 Millionen Tonnen Weizen, in der Ukraine gesät und geerntet, können nicht zu den Hungernden gebracht werden. Der russische Angriffskrieg versperrt die Transportwege.

Die judenchristliche Urgemeinde in Jerusalem konnte und wollte das Schönste, das Liebste, das ihnen das Leben geschenkt hatte, nicht für sich behalten. Die Begegnung mit Jesus – diesen Schatz haben sie auch anderen gegönnt, sogar wildfremden Menschen. Dieser Schatz – wie hat er sich beim Teilen vervielfältigt!

Damit hat die Gemeinschaft der Judenchristen ein Glaubensfundament gelegt, das bis heute tragfähig ist. Leider verschwand die judenchristliche Gemeinschaft selbst bald nach dem geschichtsträchtigen Treffen in Jerusalem. An ihrem Untergang war die damalige römische Großmachtpolitik maßgeblich beteiligt. Unserer Kirche hätte es sicher gutgetan, wenn die judenchristliche Gestalt unseres Glaubens länger bestehen, sich weiter hätte einbringen und bewähren können – als eine Art Schlagader zum

Herzen des jüdischen Glaubens, und zum Anfang des Christentums, das aus dem Herzen des jüdischen Glaubens hervorgegangen ist.

Da liegt es nahe, unsere Besinnung an diesem Sonntag mit einer jüdischen Stimme aus unserer Zeit ausklingen zu lassen. Sie gehört Jehuda Amichai – aber zuerst hieß er anders, Ludwig Pfeuffer, bei seiner Geburt in Würzburg im Jahr 1924. Im Alter von neun Jahren gelang seinen Angehörigen und ihm die Flucht nach Palästina. In Israel und weit darüber hinaus wurde und wird er, der im Jahr 2000 in Jerusalem starb, als Schriftsteller, als Dichter hoch geschätzt. Einfach und klar hat er einmal zum immer noch ungelösten Grundkonflikt seines Landes Stellung genommen, zur leidvollen Entzweiung zwischen Juden und Palästinensern. „Wir Israelis“, sagte Amichai, „wir Israelis sollten nicht über Menschen herrschen, die nicht von uns beherrscht werden wollen“. Diese Einsicht – hat sich von ihr nicht schon die Mehrheit der Judenchristen damals in Jerusalem leiten lassen: „Wir sollten nicht über Menschen herrschen, die nicht von uns beherrscht werden wollen“? Und gibt es nicht viel zu viele auf unserer Erde, sogar auch in unserer Kirche, die nicht mehr von anderen gegen ihren Willen beherrscht werden möchten?

Geschwisterlichkeit über Grenzen hin – die Sehnsucht danach atmet auch in dem folgenden Gedicht von Jehuda Amichai. Ich spüre hier das Wehen desselben Geistes, der damals Judenchristen in Jerusalem Mut gegeben hat. Da konnten sie die Festung der Rechthaberei verlassen, konnten wie Moses mit den Seinen ausziehen, sind aufgebrochen zum Land der Freiheit – und so etwas geschieht auch in diesen Versen von Jehuda Amichai:

An dem Ort, an dem wir recht haben,  
werden niemals Blumen wachsen  
im Frühjahr.

Der Ort, an dem wir recht haben,  
ist zertrampelt und hart  
wie unser Grund.



Zweifel und Liebe aber  
lockern die Welt auf  
wie ein Maulwurf,  
wie ein Pflug.  
Und ein Flüstern  
wird hörbar  
an dem Ort,  
wo das Haus stand,  
das zerstört wurde.

## **Zum Friedensgruß**

Zum Vater im Himmel wollte Jesus, dahin will er immer noch – zusammen mit möglichst vielen Geschwistern, zusammen mit allen Geschöpfen. Wir haben uns ihm gerade in seinem Gebet angeschlossen, haben uns von neuem seinem Gott und unserm Gott anvertraut, dem Vater im Himmel.

Wie Jesus zu ihm aufbricht – darin erkennen wir auch die Sehnsucht unseres eigenen Lebens wieder. Je mehr wir uns ihr überlassen, nähern wir uns dem Reich Gottes – oder ist es umgekehrt: Es kommt auf uns zu – in seiner Gerechtigkeit, in seinem Frieden.

## **Schlusswort**

Johannes, Verfasser des Buches Offenbarung – einen neuen Himmel und eine neue Erde sieht er herabkommen, von Gott her, und dann beginnt diese neue Zukunft: Gottes Wohnung unter den Menschen, und zugleich Wohnung für all die anderen Wesen – eben: Himmel auf Erden.

Da ist mir ein Gesang wieder eingefallen, jahrelang war er mir nicht mehr in den Sinn gekommen. Es ist ein Liedruf von Herman Verbeek aus Groningen. Er war Priester, Dichter und Europarlamentarier. In der Dominikanischen Kommunität in Utrecht, der ich seit 1989 einige Jahre angehörte, haben wir oft versucht, uns gegenseitig mit diesem Wort, mit diesem Klang von Herman Verbeek zu ermutigen:

„Ga tot de einden der aarde, tot het uiterste. Daar zal liefde zijn. Ga!“

“Geh zu den Enden der Erde, bis zum Äußersten. Da wird Liebe sein. Geh!“

Heinz-Georg Surmund